

# Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2.00 M., monatlich 70 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46  
Fernsprecher Nr. 923.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgepaltene Postzeit oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, spätere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 180.

Mittwoch, den 4. August 1915.

22. Jahrg.

## Befreiungsideale.

Schon von Beginn des Krieges an spielt in der französischen sozialistischen Partei die Idee eine große Rolle, daß von den Ententemächten dem übrigen Europa die Befreiung aller Völker gebracht werden müsse. Dabei wird in den höchsten Tönen die französische Freiheit besungen, so daß man glauben könnte, nicht die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit haben in Frankreich die sozialistische Partei geschaffen, sondern die gemeinsame Auffassung, daß die französische Bourgeoisrepublik die beste Hüterin aller Freiheitsideale ist. Deshalb verspricht man auch wieder in dem Aufruf des Generalsrats der französischen Partei allen Völkern die Freiheit. Und wie es so schön in dem Aufruf der französischen Partei heißt, daß Frankreich durch seinen Willen zum Frieden, zur Freiheit der Individuen und der Nationen sich wieder einmal die Dankbarkeit der ganzen Welt verdienen werde.

Wenn uns die Begeisterung eigen wäre, die bei den Parteigenossen in Frankreich die Menschen gefangen nimmt, dann könnten wir uns einbilden, eine gleiche Mission nach dem Osten zu erfüllen. Der Krieg schafft so harte Tatsachen, besonders wenn er 12 Monate auf das Fühlen und Empfinden der Menschen eingeschlämmt hat, daß zu politischen Phantastereien, die bei uns schon schwächer entwickelt sind als in Frankreich, keine Neigung vorhanden ist. Es wäre schon besser, wenn die französischen Genossen etwas weniger dramatisch die Freiheitshelden zur Schau trügen, sondern etwas ruhiger und verständlicher über das Ende des blutigen Ringens nachdenken.

Was es mit der Freiheit des Individuums in Frankreich auf sich hat, dafür genügt doch nur das Beispiel anzuführen, wie die französische Regierung 1913 gegen die Gewerkschaften verfuhr, als man sich dort gegen die Heraushebung der Dienstzeit auf drei Jahre wandte. Diese Protestaktion der Arbeiter wurde eines Tages jäh dadurch unterbrochen, daß 18 in der Gewerkschaft tätige Genossen eingesperrt und fünf Monate in Untersuchungshaft gesetzt wurden. Der „Vorwärts“ schrieb am 23. November 1913 in einem Bericht aus Paris über das Ende der Aktion folgendes:

„Die Regierung warf sich wütend auf die Gewerkschaften, ließ in hundert Privatwohnungen, Arbeiterbüros und Redaktions Durchsuchungen vornehmen und steckte etliche Organisationsleiter ins Gefängnis. Natürlich sollte nun das Publikum zum Glauben an eine Verschwörung gebracht werden, da es ja beim Antimilitarismus der mit dem dritten Jahr bedrohten Wehrmänner nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Literarische Bediente halfen der Polizei bei der Sammlung von „Material“. Sogar die „vornehme“, „Revue des deux Mondes“ beteiligte sich daran. . . . Und damit die Sache ein besseres Gesicht bekam, wurden außer den Organisationsbeamten, die mit der Verurteilung der Anweisungen und Begleitfahrenden an die Soldaten mehr oder minder zu tun gehabt hatten, der Sekretär Dretot und der Kassierer Marx von der Arbeiterkonföderation eingelocht. Der erste wohl darum, weil er als alter „Antipatriot“ und Verfasser eines vielverbreiteten „Soldatenhandbuchs“ als „Oberhaupt“ der Verschwörung präsentiert werden konnte und Marx vielmehr, weil man das Publikum glauben machen wollte, die Arbeiterkonföderation habe die demonstrierenden Soldaten bezahlt.“

Der Protest aus der Arbeiterschaft wurde damit erstickt, der französische Militarismus triumphierte, die dreijährige Dienstzeit blieb bestehen. Dabei hatten wir damals in Deutschland das gerade nicht sehr angenehme Gefühl, daß unsere Militärs dem französischen Beispiel folgen könnten. Also, wenn die französischen Genossen den preußischen Militarismus totschlagen wollen, was sie uns wieder einmal heilig versprechen, so sollten sie nicht vergessen, daß wir immer noch die zweijährige Dienstzeit haben, und daß hier, einschließlich Liebknecht, niemand Neigung hat für ein dreijähriges französisches Giereieren.

Wir sind auch der Ueberzeugung, daß eines Tages unseren Genossen in Frankreich wieder die Erkenntnis kommt, daß eine Betrachtung der Regierungssysteme Deutschlands und Frankreichs keine großen Unterschiede aufkommen läßt. Gegenwärtig aber ist das Festhalten an der fixen Idee, wir haben doch die vom Freiheitsdrang getriebene Regierung und die russische wäre auch besser, wenn das nicht die preußische Regierung verhindert hätte, wie von anderer Seite entdeckt wurde, politisch töricht und eine Hinderung jeder Verständigung, auf die wir doch nun eines Tages hinsteuern müssen, je eher, je besser.

Noch eine Besonderlichkeit des Aufrufs der französischen Genossen auf die Friedensstundgebung des deutschen Parteivorstandes mag hier eine besondere Würdigung erfahren. Es heißt dort, daß ein dauernder Friede nur möglich ist auf dem Prinzip der Nationalität, das den Willen einschließt, jede Annektionen zu vermeiden und zugleich den unterdrückten Völkern Europas wieder das Recht zu geben, über sich selbst zu verfügen und zu den Nationen, von denen sie gewalttätig getrennt worden sind, zurückzukehren. Da möchten wir fragen, zu welchem Zweck geschieht denn die Teilnahme des französischen Heeres am Kampf um den Besitz der Dardanellen? Welche Völker wollen denn hier die sozialistischen Minister befreien? Wenn nun die Nationen wieder alle in

ihre Rechte kommen sollen, wird die französische Regierung Marokko und Algier den Eingeborenen wiedergeben, werden die Chinesen wieder Tonkin von Frankreich erhalten? Sollen Polen, Finnland, die Mongolen und die kaukasischen Völkernschaften aus russischer Knechtschaft auch befreit werden? Natürlich, soweit geht der Freiheitsdrang der französisch-sozialistischen Regierung nicht, nur in Elsaß-Lothringen, Schleswig-Holstein und in Oesterreich sollen die Völker „befreit“ werden. Der französische Genosse Compère-Morel wendet sich schon gegen die Annektionen, das linke Rheinufer für Frankreich in Besitz zu nehmen; auf ein bißchen Mehr oder Weniger kommt es schließlich nicht an.

Gegenüber solchen Auffassungen sind alle Bemühungen für eine Verständigung vorläufig leider zur Fruchtlosigkeit verdammt. Das sind vorläufig recht trübe Aussichten, die für alle Beteiligten zu bedauern sind; aber es wäre töricht, vor diesen Tatsachen die Augen zu schließen. Die Antwort der französischen Parteigenossen wird manchen unserer Parteifreunde in Deutschland darüber aufgeklärt haben, wie abgemessen, sachlich und auch entgegenkommend die politische Stellung der deutschen Reichstagsfraktion und des Parteivorstandes ist.

## Von den Kriegsschauplätzen.

Aus den gestrigen Berichten der deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresleitungen ist hervorzuheben, daß die russische Linie in Südpolen an zwei Stellen erneut durchbrochen wurde. Der östlich von Lublin gelegene Ort Penczna wurde genommen.

Mit dem gemeldeten Beginn eines Vormarsches der verbündeten Armeen in der Richtung Wladimir-Roslin ist nunmehr, wie aus dem Kriegspressequartier geschrieben wird, der Operationsraum auch im Südosten über die Grenzen Polens ausgedehnt worden und greift auf Wolhynien über. Die Bug-Linie, die in letzter Zeit von den russischen Militärs als eigentliche Verteidigungslinie bezeichnet worden war, ist durchbrochen, ehe sie ihre Rolle zu spielen begonnen hat. Die Stoßrichtung des rechten Zentrumsflügels der Verbündeten zeigt auf Kowel, den am Rande der Kobitno-Sümpfe gelegenen wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt. Gleichzeitig dürfte der nach Nordosten sich vorstrebende Teil auch seine Rückwirkung auf die in Ost-Galizien stehenden russischen Heere haben, denen eine völlige Abtrennung von der ostpolnischen Front droht. Schiebt sich der Stoßteil der Verbündeten von Südwesten her bis an die Kofitno-Sümpfe heran, so wäre die russische Front zum erstenmal seit Kriegsbeginn in zwei Teile zerschnitten. Es ist daher zu erwarten, daß die Russen diesem Vordringen heftigen Widerstand entgegenzusetzen werden, um so mehr, als sie die drohende Planierung ihrer Stellung bei Sokal verhindern müssen. Während so im Osten neue Pläne zu reifen beginnen und der Feind auch in Beharabien zum Rückzug auf seine Hauptstellungen genötigt wurde, dauern die Kämpfe zwischen Weichsel und Bug mit Heftigkeit an. Der Gegner weicht vor der Armee Madanzen und dem Hauptteil der Armee des Erzgroßherzogs Josef Ferdinand stetig zurück. Er wurde gezwungen, die Stadt Penczna am Wieprz aufzugeben und sich bei Zwangorod unter dem Schutz der eigentlichen Forts zu stellen. Nur bei Nowo-Alexandrija leistet er noch hartnäckigen Widerstand.

Wie angekündigt wurde, haben die Russen die Festung Brest-Litowsk als neuen Stützpunkt der weichenden Armee gewählt. Aus diesem Grunde ist die Festung bereits von einem großen Teil der Zivilbevölkerung geräumt worden.

Die Duma nahm einen Beschluß an, in dem erklärt wird, daß die Armee trotz aller militärischen Mißgeschick bei der ganzen Bevölkerung des Reiches den unerschütterlichen und einmütigen Entschluß gestärkt hat, mit den treuen Verbündeten den Kampf bis zum Endesfolg zu führen und keinen Frieden vor einem vollständigen Siege zu schließen. Sie erklärt, daß ein schneller Sieg mit dem einmütigen Beistand der ganzen Bevölkerung und der Schaffung neuer Kampfmittel erreicht werden soll; sie fordert die Befestigung des inneren Friedens, Beruhigung und Vergessen des einstigen politischen Kampfes, sowie wohl-

wollende Aufmerksamkeit der Behörden den Interessen aller loyalen russischen Bürger ohne Unterschied des Namens, der Sprache und der Religion. Sie hält dafür, daß nur die innige Einigkeit zwischen dem ganzen Lande und einer fein volles Vertrauen genießenden Regierung zu einem schnellen Siege führen kann, und indem sie die unerschütterliche Zuversicht ausdrückt, daß die bisher in den Armeelieferungen bestehenden Fehler unverzüglich mit Hilfe der gesetzgebenden Kammern und der großen öffentlichen Gewalten beseitigt und die festgestellten fragwürdigen Mängel wieder gutgemacht und die Urheber der Vergehen von den gesetzlichen strengen Strafen getroffen werden, wie immer ihre amtliche Stellung auch sein möge, geht sie zur Tagesordnung über.

Mit der inneren Einigkeit ist es aber nicht weit her. Zunächst wird gemeldet, daß 112 oppositionelle Abgeordnete der Duma ferngeblieben sind. Weiter haben sich eine Anzahl Abgeordneter auf einen Antrag geeinigt, der von der Regierung die sofortige Aufhebung der gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten erlassenen Haftbefehle fordert. Zweifellos wird dieser Antrag, wenn er in der Duma zur Beratung kommt, noch zu lebhaften Debatten Anlaß geben, ebenso wie eine angekündigte Interpellation des Genossen Tschaidse, der den Minister des Innern fragt, weshalb seit der Duma einberufung seine Wohnung von der Polizei besonders überwacht werde. Im Hofe, beim Tore, ja selbst im Stiegenhause seien Polizisten postiert, die jeden seiner Schritte kontrollieren. Ein ähnliches Schicksal widerfähre seinen Parteigenossen, den Deputierten Stbielew, Tulakow und Hauslow. Als diese einen Advokaten besucht hatten, sei ihnen ein Polizeikommissar gefolgt, der sie anhielt und zur Ausweiskleistung aufforderte, nachdem er ihnen ihre Papiere abgenommen hatte. Tschaidse erklärte, er könne niemanden besuchen oder sprechen, ohne dem Betreffenden sofort die Polizei auf den Hals zu hegen.

Man vergleiche mit diesem Verhalten die phrasenreichen Reden der Minister, von denen wir gestern unseren Lesern ein kleines Bild gegeben haben.

Aus der Rede Sajanows sind noch zwei Punkte nachzutragen. Daß er das deutsche Heer und die Marine beschimpfte — was die „Nordd. Allg. Ztg.“ zu einem scharfen Protest veranlaßt — nimmt weiter nicht Wunder. So etwas ist man schon gewöhnt, ohne daß man sich jetzt noch sonderlich darüber aufregt. Größeres Interesse aber beansprucht eine Bemerkung über Italien. Er sagte hierüber folgendes: Die Familie unserer Freunde und Verbündeten hat sich um einen neuen Teilnehmer vergrößert, nämlich um Italien, dessen Volk seit langer Zeit danach strebte, seine Mitbürger vom fremden Joch zu befreien. (Die Duma grüßt den italienischen Botschafter.) Die Namen Triest und Trient waren seit langer Zeit das Feldgeschrei für die Nachkommen derjenigen, welche für die italienische Wiedergeburt kämpften. Das Ministerium Salandra bereitete im Laufe der ersten Kriegsmomente sorgfältig seinen Eintritt in die Aktion vor, und als die Stunde kam, schloß es sich Rußland, Frankreich und England im Namen der Verwirklichung der Ideale des italienischen Volkes an. Ich ergreife mit Freuden den Anlaß, mit Ihnen das verbündete Italien zu begrüßen. — Dieses Eingeständnis wird den italienischen Staatsmännern, die sich von der Schmach des Verrats gerne reinigen möchten, sehr un bequem sein. Es ist ein Beweis ihrer fast einzig dastehenden Doppeltätigkeit.

Wie sich die „Magdeburgische Zeitung“ aus Brüssel melden läßt, sind in mehreren französischen Departements abermals viele Tausende Exemplare von Friedensflugschriften beschlagnahmt worden, worin die amtlichen und nichtamtlichen Zeitungsberichte über die Kriegereignisse als lügenhaft und auf die Täuschung der Volksmassen berechnet bezeichnet werden. In einer dieser Flugschriften, die in Orleans, Blois und Tours verbreitet wurde, wird auf den drohenden Zusammenbruch Rußlands und damit der einzigen Hoffnung Frankreichs hingewiesen, den Weltkrieg zu







Sanitäts-Formationen: Sanitäts-Kompanie Nr. 2 des Gardekorps, Nr. 2 des VI. Armeekorps und Nr. 105. Stappen-Sanitätsdepot der 4. Armee. Reserve-Feldlazarett Nr. 80. Armierungs-Bataillon Nr. 37.

Verlustliste Nr. 3 der in türkischen Diensten stehenden preussischen Offiziere.

Die Kapitulation der südwestafrikanischen Schutztruppe. Amtlich meldet Wolffs Bureau: S. M. dem Kaiser haben der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, Dr. Seig, und der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Franke, durch Vermittlung der Botschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachstehende telegraphische Meldung erstattet: Em. Majestät melden wir alleruntertänigst, daß wir gezwungen waren, den Rest der bei Korab zwischen Otavi und Tsumeb vom Feinde mit vielfach überlegenen Kräften eingeschlossenen Schutztruppe in Stärke von rund 3400 (dreitausendvierhundert) Mann, an Botba zu übergeben. Jede Aussicht auf einen erfolgreichen Widerstand war ausgeschlossen, da, nachdem die Orte Otavi, Gaub, Grootfontein, Tsumeb und Namutoni vom Feinde genommen waren, wir von unserer Verpflegungsbasis abgeschnitten waren, und jeder Versuch eines Durchbruchs bei dem heruntergekommenen Zustand der Pferde, für die seit Monaten kein Futter mehr vorhanden war, unmöglich war. Alle Personen des Besatzungsstandes und des Landturmes, auch die in Südafrika kriegsgefangenen, werden auf ihre Farmen und zu ihren Berufstätigkeiten entlassen. Die Offiziere behalten Waffen und Pferde und können auf Ehrenwort frei im Schutzgebiet bleiben. Die aktive Schutztruppe, noch rund 1300 (dreizehnhundert) Mann stark, behält ihre Gewehre und wird an einem noch zu bestimmenden Platze im Schutzgebiet konzentriert.

Deutsch-russischer Austausch von Zivilgefangenen. Zwischen der russischen und der deutschen Regierung ist bekanntlich eine Vereinbarung wegen des Austausches der Zivilkriegsgefangenen im Alter von unter 17 und über 45 Jahren getroffen worden. Wie „Utro Rossij“ vom 20. 7. erzählt, ist die amerikanische Botschaft nunmehr wieder wegen dieser Frage in Petersburg vorstellig geworden. Das Ministerium des Innern hat infolgedessen durch ein Rundschreiben sämtliche Gouverneure und Stadthauptleute angewiesen, solche deutsche Staatsangehörige nicht in Rußland zurückzuhalten, sondern ihre Gesuche um Erlaubnis zur Ausreise schneller zu erledigen und ihnen die nötigen Pässe auszuhändigen.

Russisch-japanische Militärkonvention. Das „Echo de Paris“ und andere Pariser Blätter, die neuerdings den schnellen Abschluß einer russisch-japanischen Militärkonvention befürworten, wollen aus Regierungskreisen wissen, das gewisse vor Monaten in Paris und London statt zurückgewiesene Forderungen heute als diskutierbar angesehen werden.

Für 2 Milliarden Kriegslieferungen. Das Bankhaus Morgan u. Co., das für die Alliierten die Finanzierung der amerikanischen Kriegslieferungen übernommen hat, schloß bis zum 1. Juli über zwei Milliarden Mark Kontrakte mit amerikanischen Fabrikanten ab. Von diesen Geschäften entfallen über anderthalb Milliarden auf England, während der Rest an Frankreich und Rußland entfällt.

Amerikanische Geldunterstützung für Vertretung der Neutralitätspolitik. Dem „Berl. Votaleanzeiger“ wird aus Chiasso telegraphiert: Der „Cri de Paris“ veröffentlichte vor einigen Tagen eine Mitteilung über einen angeblich von auswärts an die italienischen Sozialisten herangetretenen Bestechungsversuch. Es seien ihnen mehrere hunderttausend Franken angeboten worden, und sie in ihrer Neutralitätspolitik zu bestärken. Dieser Veröffentlichung gegenüber hat sich nun die Parteileitung veranlaßt gesehen, das Protokoll der Sitzung des Zentralvorstandes der Partei vom 17. Mai in Bologna bekanntzugeben. Daraus geht hervor, daß in dieser Sitzung unangemeldet der Parteimitglied Greulich aus Zürich in Begleitung des Genossen Nathan aus Zürich und des italienischen Genossen Balas als Ueberbringer erschienen sei und tatsächlich im Namen amerikanischer Friedensfreunde Beträge von mehreren hunderttausend Litri zur Unterstützung angeboten hat. Das Angebot ist sofort mit lebhaftem Erstaunen und Entrüstung zurückgewiesen und Nathan zum Verlassen des Saales aufgefordert worden. Auf dringliches Verlangen des Vorsitzenden hat dann Greulich als Urheber des Angebots die Millionärs-Chefente Warren Springs in Chicago und Carnegie bezeichnet.

Eine neue Friedensaktion des Papstes. Wie „Agence Journaliere“ von einer höheren Persönlichkeit des Vatikans erfährt, gedenkt der Papst Ende September, spätestens in den ersten Oktobertagen, ein großes Konzistorium einzuberufen, zu dem er alle italienischen und ausländischen Mitglieder des heiligen Kollegiums einladen wird. Es handelt sich hierbei um eine weitere Friedensaktion des Papstes.

Der Zustand in Indien. Der in San Francisco erscheinende „Call“ berichtet folgendes von einem neuen indischen Aufstand: Der Herausgeber des Hindu-Blasses und Leiter der revolutionären Hindu-Bewegung in Amerika, Chandra, hat Briefe aus Indien erhalten, nach denen im Anfang Mai eine regelrechte Schlacht vier Weilen von Kalkutta zwischen englischen Truppen und revolutionären Hindus stattgefunden habe. Amtliche englische Berichte geben das Ereignis zu und erwähnen schwere Verluste auf beiden Seiten. Chandra fügt hinzu, daß er von fortgesetzten Unruhen in Delhi, Ponna und an der Grenze Kunde erhielt, die von der englischen Zensur der Außenwelt vorenthalten werden.

Politische Rundschau. Deutschland. Ein Ueberwachungs-ausschuss gegen den Wucher mit Lebensmitteln. An die dem Kriegsausschuss für Konsumenten-Interessen angeschlossenen Vereinigungen hat der Bezirksausschuss Leipzig im Kriegsausschuss für Konsumenteninteressen ein Rundschreiben erlassen, in dem es u. a. heißt: Die neuen Bundesratsverordnungen und die vom stellvertretenden Generalkommando erlassenen Strafbestimmungen werden nur dann voll zur Wirkung kommen, wenn die beteiligten Kreise die Behörden unterstützen. Es ist deshalb beschlossen worden, einen besonderen Ueberwachungs-ausschuss einzusetzen. Aufgabe des Ueberwachungs-ausschusses soll es sein, alle Ueberletzungen der zum Schutze der Verbraucher erlassenen Verordnungen und Bestimmungen rückwärtslos zu verfolgen, um dem gemeinschaftlichen Treiben der Lebensmittelwucherer endlich ein Ziel zu setzen. Die Mitglieder des Ueber-

wachungsausschusses sollen zu diesem Zweck Klagen aus den Kreisen der Verbraucher entgegennehmen und sie in geeigneten Fällen an die zuständige Behörde weitergeben. Daneben hätten die Mitglieder des Ausschusses in Fällen, die strafrechtlich nicht zu fassen sind, den Tatbestand, so weit es ihnen möglich ist, festzustellen und der Öffentlichkeit oder den Behörden zur Kenntnis zu unterbreiten.

Landes-Getreide-Amt für Preußen. Entsprechend der Bundesratsverordnung vom 28. Juni d. J. hat das preussische Staatsministerium ein Landes-Getreide-Amt für Preußen mit dem Sitz in Berlin errichtet. Zum Vorsitzenden ist der bisherige Regierungspräsident von Potsdam, Freiherr v. Falkenhäuser, ernannt worden. Die gesamte Verbrauchsregelung des Getreides geschieht nun durch das neue Landes-Getreide-Amt. Auch der ganze Geschäftsverkehr der Kommunal-Aufsichtsbehörden und der Kommunalverbände mit der Reichsgetreidestelle geht künftig durch das Landes-Getreide-Amt. Diesem Amte wird ein Beirat beigegeben, der sich zusammensetzt aus Vertretern der Ministerien für Handel, Landwirtschaft, Finanzen und Inneres sowie aus 9 Vertretern der Erzeuger, Verarbeiter und Verbraucher von Getreide und Getreideprodukten.

Höchstpreise für Vieh und Fleisch. Eine kleine bayerische Gemeinde ist dazu übergegangen, Höchstpreise nicht allein für Fleisch, sondern auch für Vieh festzusetzen. Der Magistrat von Eggenfelden erließ folgende Bekanntmachung: 1. Der Preis für Schweine bis 2 Zentner Lebendgewicht wird auf 70 Mark pro Zentner, für Schweine über 2 Zentner auf 80 Mark festgelegt. 2. Der Preis für das Pfund Schweinefleisch darf 1 Mark nicht übersteigen. 3. Der Preis für das Pfund Rindfleisch (Ochsenfleisch ausgenommen) darf 95 Pfg. nicht übersteigen, für Kalbfleisch werden 85 Pfg. festgelegt. 4. Der Preis für Rinder (Ochsen ausgenommen) darf 50 Mark für den Zentner Lebendgewicht nicht übersteigen, für Kälber werden 60 Mark festgelegt. Uebersteigerungen der Höchstpreise wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 10000 Mark bestraft.

Außerdem werden die Metzger darauf hingewiesen, daß der Ankauf von Rindern und Schweinen im Bezirk durch auswärtige Händler verboten und jede Ausfuhr ohne bezirksamtliche Genehmigung untersagt ist. Landwirte, die Rinder und Schweine nach auswärts verkaufen wollen, können sie dem Zuchtverbande für Fleischnach in Landshut oder dem Bezirksamte abliefern. — Der Magistrat dieser bayerischen Gemeinde verdient volle Anerkennung dafür, daß er in energischer Weise dem Fleischwucher das Handwerk zu legen sucht. Der Ruf nach Höchstpreisen für Vieh wird von ihm in die Praxis umgesetzt, und wir ersehen aus dem Erlaß, daß die Höchstpreise, wenn auch immer noch hoch genug, doch sehr erheblich niedriger sind als die skandalösen Wucherpreise, die anderorts für Vieh und Fleisch gezahlt werden müssen. So kosteten in München, dem nächsten größeren Viehmarkt, die Schweine pro Zentner Lebendgewicht 98—113 Mark. Was sich hier in einer kleinen Gemeinde verwirklichen läßt, wäre sicher auch im Reich, wenn auch mit etwas mehr Schwierigkeiten, möglich.

### Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 4. August. Der Bürgerausschuss empfahl heute einen Senatsantrag auf Verlängerung der Dauer der Bürgermandate um 1 Jahr der Bürgererschaft mit der Abänderung zur Mitgenehmigung, daß die Verlängerung um 2 Jahre erfolgen soll.

Kriegsgeismadlosigkeiten. Als der furchtbare Weltkrieg ausbrach, hielten zahlreiche Personen beiderlei Geschlechts es zunächst für notwendig, jeden Zweifel an ihrer patriotischen Gesinnung — den wahrscheinlich niemand hegte — durch das sichtbare Anbringen eines Abzeichens in den Landesfarben zu beseitigen. Mit der Zeit verloren solche harmlosen Abzeichen für ihre Träger den dazu gehörigen Reiz und so verschwanden sie still und unedemert wieder von der Bildfläche. Verschieden hatten auch manche Leute allmählich innegesehen gelernt, daß der Patriotismus, der sich nur in Aeußerlichkeiten bekämpft, am wenigsten edel und rühmlich ist.

Die Hersteller solcher patriotischen Abzeichen, die damit ein gutes Geschäft gemacht hatten, sind von dem Wandel des Geschmades vielleicht am wenigsten erbaut. Doch man fand andere Gelegenheiten, um die durch den Krieg geschaffene gute Konjunktur auf patriotischem Markte spekulativ auszunutzen. Kriegshund der verschiedensten Art wird in ausgiebigem Maße produziert und findet bei einem urteilslosen Publikum reichlich zahlende Abnehmer. Dieser Tage hat nun in Dresden der Landesverein „Sächsischer Heimatschutz“ eine Ausstellung von Kriegsgeismadlosigkeiten veranstaltet. Mit Leichtigkeit wäre es möglich, auch eine solche in Lübeck zusammen zu bringen. Ist es nicht ein Verbrechen gegen den guten Geschmack, daß man z. B. das Bild von Hindenburg als Dekor für Aschenbecher, Schokoladentafeln, Konservenbüchsen, Salzstreuer und Monstranzgläser benutzt? Und daß man gar Schnupstücher mit den Bildnissen Hindenburgs und anderer Heerführer „ziert“, damit der patriotische Spießer die Bestandteile seines Stockschnupfens darin auffammelt, daß man die deutsche Kriegsflagge in diese Kostücker weht und zum Besäumen dieser Plage gerabezu auffordert, das ist schon mehr als bloße Geismadlosigkeit. Was soll man erst sagen, daß man sogar Wichtiger und Wofschlappen, ja sogar Fußmatten mit dem Bildnis Hindenburgs in den Handel wirft? Und was schlimmer ist: daß man das Zeug kauft! Daneben verblissen die dummen Versuche, Hindenburgbegeisterung durch Fabrikation von Radiergummi, Seifenstücken, Abfallkellern, Haussegen, Nadelstichen usw. mit Hindenburgbildern zu erzeugen, fast völlig. Ueber die Taschentücher mit den erschreckend bliden Schlachtenbildern, über die porzellanenen Schußengel mit täglich verzerrten Hindenburgbildern und -figuren, über die Lampenglocken mit Kronprinzenbildern und Wachsdojen mit Kaiserabbildungen staunt man dann schon gar nicht mehr.

Immer und immer wieder schreit die Frage in uns auf: Wer um Himmels willen kauft all das Schundzeug? Denn während seine Fabrikanten nur zu tabeln sind, sind die Käufer und Verbraucher all des Zeugs tief zu bedauern. Es ist furchtbar, daran zu denken, daß in diesem Sumpf von Geismadlosigkeit und Unbildung große, sehr große Teile unseres Volkes verurteilt sind. Hier zeigt sich so recht deutlich, daß und wie bisher auf dem Gebiete der Volksbildung und Volkserziehung gesündigt worden ist. Einen besonderen Platz nimmt das Eisene Kreuz zwischen diesen Geismadlosigkeiten ein. Es gibt fast keinen Schundartikel mehr, auf dem es fehlt! Wie vielseitig, wie blühend und wie auschweifend ist doch die Phantastie dieser Fabrikanten von

Schund, den sie mit dem Eisernen Kreuz zu „verzieren“ gewußt haben! Sogar Fußmatten! Hier, wie bei den Kaiser- und Hindenburgbildern, habe ich, so schreibt der Kritiker unseres Dresdener Brudersbattes, nur einen Heckenland demüht, der die Kollektion vollständig gemacht hätte: Den Spudnapf. Schade! Denn wenn erst ins Hindenburgporträt nicht nur geschupst, sondern sogar gespuht würde, dann käme doch vielleicht so mancher Gedankensloße, so mancher Geismadlose, so mancher Dumme und Stumpfsinnige zur Besinnung, zum Bewußtsein seiner Geismadlosigkeit. Deshalb her mit dem patriotischen Spudnapf, damit er wirke gegen die Verbrechen gegen den guten Geschmack!

Der „Clou“ dieser Abteilung ist ein Herren-Oberhemd, das anstatt der bisher üblichen (resp. vor Jahren mal üblich gewesenen!) Stidereienerzierung nicht weniger denn 7 (sieben!) Eisene Kreuze trägt! Und ferner ein — Wofschlappen mit dem eingewebten Eisernen Kreuz! Und ein Scheuertuch! Und eine Serviette, damit der fette Spießer sich mit dem Eisernen Kreuz den Mund wischen kann!

Wie muß sich ein Krieger, der sich im blutigen Kampfe sein Eisernes Kreuz verdient hat, vor Zorn aufbäumen, wenn er sieht, wie durch solche Schundfabrikation der Wert seiner Auszeichnung systematisch herabgemindert wird!

Wichtig für Hühnerhalter. Der preussische Landwirtschaftsminister hat folgende Verfügung erlassen: „Nachdem die Zufuhr von Eiern nunmehr auch aus Italien abgesehen ist, steht zu erwarten, daß der Mangel an Eiern im Herbst und im Winter sehr groß, die Eierpreise demnach sehr hoch sein werden. Diese Entwicklung wird noch dadurch verstärkt werden, daß infolge der Anaptheit der Futtermittel wohl mehrfach die Zahl der Hühner und damit auch der Umfang der inländischen Eier-Erzeugung vermindert worden ist. Da mit Beginn der neuen Ernte eine Besserung der Futtermittelverhältnisse für das Geflügel eintreten wird — in diesem Jahre wird z. B. das schon längst mit Erfolg geübte Verfahren, die Hühner mit Hühnerwagen auf die Stoppelfelder zu fahren, sich besonders gut bezahlt machen —, scheint es mir erwünscht, auf eine mögliche Durchhaltung der Hühnerbestände, insbesondere der Zuchtstämme, hinzuwirken. Dies ist, abgesehen von der so notwendigen und auch lohnenden Eier-Erzeugung auch deshalb erstrebenswert, damit im nächsten Frühjahr die Hühnerhaltung durch genügende Nachzucht baldmöglichst auf den alten Stand gebracht werden kann. Es werden dann die Landwirtschaftskammern ersucht, auf die Erhaltung der Geflügelbestände, insbesondere der Zuchtstämme ihres Bezirks in geeignet erscheinender Weise hinzuwirken. Weiter heißt es dann: „Sollte insbesondere bei nicht landwirtschaftlichen Geflügelzüchtern, die nicht wie die Landwirte in der Lage sind, aus denen ihnen für ihre Viehhaltung zur Verfügung stehenden Futtermitteln für ihr Geflügel einen Teil zu entnehmen, die Beschaffung der notwendigen Futtermittel auf große Schwierigkeiten stoßen, so wird es sich empfehlen, daß sich die Kammer bei den mit der Verteilung der Futtermittel beauftragten Kommunalverwaltungen wenigstens für die anerkannt guten Zuchten wegen angemessener Futterverteilung verwendet, damit die für den Wiederaufbau der Geflügelzucht so wichtigen Stämme möglichst voll erhalten bleiben.“

Die Ortskrankenkasse in Lübeck hatte am 1. August 1915: 28725 Mitglieder, darunter 245 Mitglieder von Erbschaften, deren Rechte ruhen, gegen 33978 im Jahre 1914. Auf Männer entfielen davon 17641 (1914: 22911), auf Frauen 11084 (1914: 11067). Erwerbsunfähig krank waren am letzten Juli: Männer 418 (1914: 653) und Frauen 477 (1914: 496). Ausweisscheine für Familienangehörige zur Inanspruchnahme ärztlicher Behandlung wurden im Juli 2301 (1914: 2696) erteilt. Sterbgebild wurde im Juli für Mitglieder in 18 Fällen, für Angehörige in 28 Fällen gezahlt. Uebertretungen erwerbsunfähiger Mitglieder gegen die satzungsmäßigen Verhaltensvorschriften waren in 26 Fällen mit Strafe zu belegen. — Die freiwilligen Kassenbeiträge müssen Mittwoch und Donnerstags t. u. l. i. c. h. in den Vormittagsstunden entrichtet werden.

Das Schwurgericht verhandelte gestern in erster Sache gegen den Böttchergesellen Alfred Rowedder aus Middelburg, der sich wegen Brandstiftung so verantworten hatte. Der Angeklagte gibt zu, am 11. Januar d. J. die sogenannte Wuppelscheune des Pächters Bruns in Hof Redingsdorf angezündet zu haben. Aus Verger darüber, daß ihm der Haushalter Willroth, unter dessen Aufsicht er als Geselle und Lehrling auf dem Hofe gearbeitet hatte, kein Zeugnis und keinen Lehrsbrief ausgestellt habe, hätte er die Tat vollbracht. Der Gedanke dazu sei ihm erst gekommen, als er am 11. Januar zufällig wieder Redingsdorf aufgesucht hätte. Unter Jubilligung mildernder Umstände sprachen die Geschworenen Rowedder im Sinne der Anklage schuldig. Das Urteil lautete auf zwei Jahre Gefängnis, von denen vier Monate durch die Unterjuchungshaft verbüßt sind. — Wegen Mordtötung der Leibesfrucht wurde in zweiter Sache gegen die Ehefrau Marie Konrad unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt. Die Angeklagte, welche wegen gleichen Verbrechens schon einmal mit drei Jahren Zuchthaus bestraft ist, wurde schuldig befunden und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Am Montag wurde in zweiter Sache der Brunnenbauunternehmer Th. Dose wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit mit ein Jahr sechs Monaten Gefängnis bestraft. Er hatte sich früher schon eines ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht und deswegen ein Jahr im Gefängnis zugebracht. Die Verhandlung war nicht öffentlich.

Gefundene Gegenstände. Im Monat Juli d. J. sind beim Polizeiamt als gefunden eingeliefert bezw. angezeigt und nicht wieder abgefordert: Mehrere Geldtaschen und Börsen mit Inhalt, 1 Herren-Brillantring, 2 goldene Kettenarmbänder, 1 goldener Kneifer, mehrere silberne Herren- und Damenuhren, 1 goldener Trauring, 1 Bernsteinbrotsche, 1 Molaitbrotsche, 1 Medaillon, 1 Nadelmesser, 1 Fahrrad, 1 blaue Schutzbrille, 1 Herrenjackett, 1 Paket mit Kinderwäsche, 1 Schlafdecke, 2 Damenhüte, 1 schottische Karre und 1 Hundefette.

Konkurrenzeröffnung. Ueber das Vermögen des Kaufmanns Georg Heine, alleinigen Inhabers der Firma Georg Heine in Lübeck, Mühlenstraße 6, ist am 3. August 1915, mittags 1 Uhr, das Konkursverfahren eröffnet worden. Der Mandatar Grünau in Lübeck wurde zum Konkursverwalter ernannt.

Besuch der Volksküche im Monat Juli. Es wurden ausgegeben 11391 große Portionen und 6591 kleine Portionen, im ganzen 17982 Portionen; für den Tag also 580 Portionen. 31 Tage wurde gekocht. Weiter wurden verabfolgt: 3826 Tassen Kaffee a 5 Pfg. = 191,30 Mk. Für Abendessen wurden 1545,05 Mk. vereinnahmt. 363 Kinder a 10 Pfg. = 36,30 Mk. Außerdem wurden täglich 250 Soldaten gespeist.

Kiel. Eine Probe aufs Exempel. In der sozialdemokratischen Parteioorganisation des 7. schleswig-holsteinischen Reichstagswahlkreises, die außer dem Ortsverein Groß-Kiel noch 19 Ortsvereine zählt, wurde in der Zeit vom 17. Juli bis 1. August in Mitgliederversammlungen zu den gegenwärtigen Parteidifferenzen Stellung genommen. Mit einer einzigen Ausnahme haben alle Ortsvereine getagt, und abgesehen vom Ortsverein Groß-Kiel ist in allen Versammlungen die Zahl der Versammlungsbekucher sowie das Abstimmungsergebnis genau festgestellt worden. Die nachstehende Resolution wurde in 13 Ortsvereinen einstimmig angenommen. In 5 Ortsvereinen stimmten 172 Mitglieder für, 2 gegen die Resolution und 21 enthielten sich der Abstimmung. In der Versammlung des Orts-

**Henkel's Bleich-Soda** Das beste zum Einweichen der Wäsche sowie zum Putzen, Scheuern und Spülen. Altbewährt und unerreicht! HENKEL & Co., Düsseldorf.







## Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli.

V.  
Aus dem Großen Hauptquartier wird uns geschrieben:  
Der nördlich und östlich der Biesme gelegene Teil der Argonnen stellt sich als ein langgestreckter, von Nordwesten nach Südosten verlaufender Gebirgsrücken dar, der in schroffen, vielfach zerklüfteten Schluchten zu den Tälern der Aire und Biesme abfällt. Der Verlauf der Römerstraße bezeichnet etwa die Kammlinie. Den am höchsten gelegenen Punkt des Kamms erreicht die Römerstraße auf der Höhe 285, deren nach Nordosten — Höhe 263 — und nach Westen — la Fille morte — etwa gleichlaufend zur Straße Varennes — le Four de Paris sich hinziehenden Ausläufer wie ein natürlicher Wall diesen Teil der Argonnen in eine nördliche und südliche Hälfte teilen. Die Höhe 285, die nur spärlich bewaldet ist und kein Unterholz trägt, bildet einen Aussichtspunkt, von dem aus man einen weiten Ueberblick über die Argonnen, und darüber hinaus nach Osten auf die Höhen nördlich von Varennes, nach Westen auf das Hügelband der östlichen Champagne hat.

Entsprechend dieser überhöhen Lage ist der Besitz des Höhenrückens 263—285—la Fille morte für die in den Argonnen kämpfenden Truppen von hoher militärischer Bedeutung. Als in den letzten Septembertagen die Deutschen von Osten in die Argonnen einbrangen, gelang es einzelnen Patrouillen und kleineren Infanterie-Abteilungen, vorübergehend die Höhe 285 zu erreichen. Schon am Abend des 29. September mußten sie vor weit überlegenen französischen Kräften in nördlicher Richtung zurückweichen. Seither waren die Franzosen im Besitz dieses Höhenzuges. Darüber hinaus waren ihre Stellungen nach Norden etwa 1 Kilometer weit vorgeschoben. In erbittertem, heißem Ringen warfen Anfang Januar und Mitte Februar die deutschen Truppen auf der ganzen Front von der Bolante bis zur Höhe 263 den Feind um mehrere hundert Meter zurück. Aus nebenstehender Skizze ist die Lage der von Februar bis Juli von den Franzosen verteidigten Stellungen zu ersehen.

Während in den siegreichen Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli brühen in den Westargonnen die Franzosen aus ihren befestigten Stellungen Laborde—Central—Cimetière—Bagatelle hinausgeworfen und auf die in das Biesmetal abfallenden Bergflänge zurückgedrängt wurden, bereiteten sich in den Ostargonnen die deutschen Truppen zum Sturm auf die beherrschenden Höhenstellungen 285 und Fille morte vor. War dieses Ziel erreicht, so standen auf der ganzen Argonnenfront von der Gegend nördlich Binne-le-Château bis Bourcuilles die Deutschen in überlegenen Stellungen, als eine eiserne Wand, an der jeder Angriffsvorstoß der Franzosen zerfallen mußte.

VI.  
Die französischen Stellungen nordöstlich, nördlich und nordwestlich von der Höhe 285, auf dem Kegel, der Bolante und dem in die Vallée des Courtes Chaussees vorspringenden Bergnahe lagen durchschnittlich 40 bis 50 Schritte, an manchen Stellen auch nur 20 Schritte von den deutschen Stellungen entfernt. Da auf dieser ganzen Front das Gelände im allgemeinen von Süden nach Norden abfällt, von der Höhe 285 nach Nordosten in das Ossen-Tal, von la Fille morte in den Meurisson-Grund, weiter westlich in ein Seitental der Vallée des Courtes Chaussees — hatten die Franzosen den Vorteil der besseren Beobachtung und infolgedessen des freieren Schussfeldes gegen unsere Stellungen und rückwärtigen Verbindungswege. In den Tälern des Ossen, der Cheppe, des Meurisson, der Vallée des Courtes Chaussees und auf den in diese Schluchten abfallenden Bergflängen ist der kurzstämmige Waldbestand mit außerordentlich dichtem Unterholz und Dornengebüsch durchwachsen. Auf den Höhen wird der Wald lichter, der Boden ist von Farnkräutern und hohem Gras bedeckt; hier war im übrigen, ebenso wie drüben im Bois de la Grurie (Westargonnen), während der langen Kampfmomente fast der ganze Bodenbestand vom Infanterie- und Artilleriefeuer weggeegelt. Die französischen Stellungen auf diesen Höhen bestanden aus mehreren hintereinanderliegenden, 2 bis 3 Meter tief in den Boden eingeschnittenen Schützengraben, die durch ein vielfach verzweigtes Netz von Verbindungsgräben untereinander und mit den auf den Höhen 285 und Fille morte gelegenen Reservestellungen verbunden waren. Die Gräben der Kampfstellung waren durch Abstemmen mit starkem Balkenwerk, durch Drahtmaschennetze, Mauern, Zement und Faschinen befestigt, an vielen Stellen mit 1 bis 2 Meter hohen Einbündelungen versehen, und alle 5 bis 6 Schritt durch starke Schuttermatten unterbrochen. Duhende von Blockhäusern mit mehreren neben- und übereinander angebrachten Maschinengewehr-Ständen

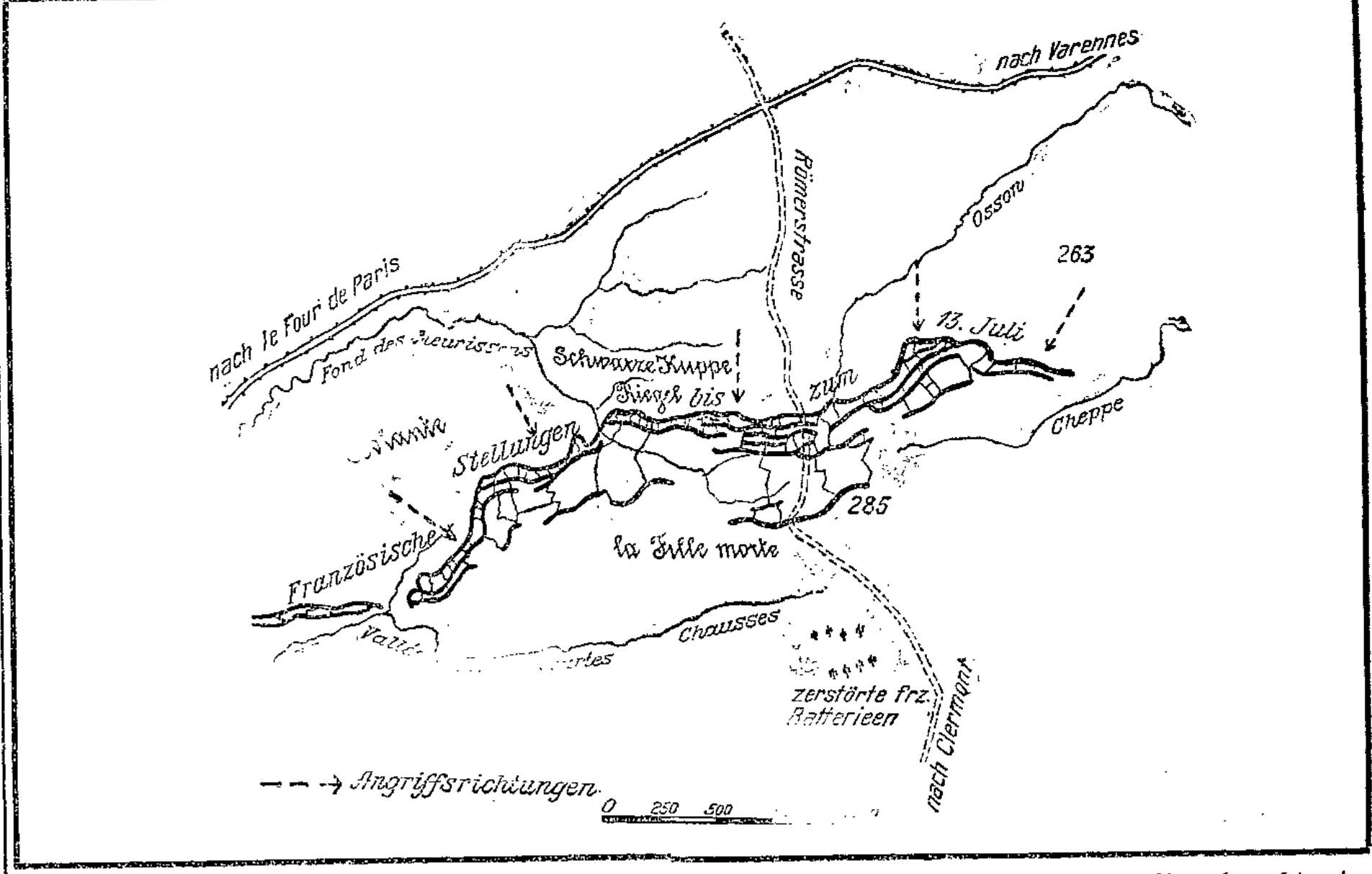
dienten in den vorderen und rückwärtigen Stellungen, sowie im Zwischengelände als Stützpunkte. Zur Unterflucht für die Besatzungen der vorderen Gräben und die Reservisten waren geräumige Höhlen tief in den Boden gebohrt. Vor der vordersten Feuerstellung, zwischen den Gräben der rückwärtigen Linien, und ganz besonders in dem andurchdringlich dichten Unterholz der mannigfaltig verzweigten Schluchten und Seitentäler befanden sich breite Drahthindernisse, teils aus gespannten Stacheldrähten, teils aus spanischen Reitern und Drahtwalzen zusammengeflocht.

Von dem ganzen Labyrinth dieser kunstvoll angelegten Befestigungen war aus den deutschen Stellungen weiter nichts zu sehen, als ein hellgelber, schmaler Streifen aufgeworfener Lehmbodens, hier und da einzelne Balken eines Blockhauses oder ein Stückchen blanker Stacheldraht. Weit dahinter standen im ganzen Walde verteilt die französischen schweren und leichten Batterien, etwas näher heran die Minenwerfer, Bronzemörser und Revolverkanonen.

Als Zeitpunkt für den Angriff auf diese Stellungen wurde der 13. Juli bestimmt. Kurz nach Tagesanbruch sollte das Artillerie- und Minenfeuer beginnen, auf 8 Uhr Vormittags war der Angriff auf einen vorgeschobenen Teil der französischen Befestigungen vor unserem linken Flügel und auf 11 Uhr 30 Minuten vormittags der Sturm auf der ganzen Front festgesetzt.

Aus späteren Gefangenen-Auslagen und aus aufgefundenen französischen Befehlen hat sich ergeben, daß der Feind im östlichen Teil der Argonnen schon seit einiger Zeit seinerseits einen großen Angriff plante, der ursprünglich für den 11. Juli befohlen war, dann aber wieder verschoben und für den 14. Juli, den Tag des französischen Nationalfestes, festgesetzt wurde. Und zwar sollten an diesem Tage sämtliche Truppen des französischen 5. und 32. Armeekorps — mit zugeteilten Verbänden mehr als 8 Divisionen — auf der ganzen Argonnenfront und den anschließenden Außenabschnitten angreifen. Im Bois de la Grurie und westlich der Argonnen wurde dieser Angriff auch tatsächlich am 14. Juli ausgeführt und scheiterte unter schweren Verlusten. Inzwischen kam es aber in den Ostargonnen ganz anders, als man gedacht hatte.

Dadurch, daß die Franzosen selbst ein Unternehmen beabsichtigten und daß sie — gewarnt durch die gesteigerte Tätigkeit der deutschen Artillerie und durch andere Anzeichen eines bevorstehenden Angriffs — von unserem Sturm keineswegs überrascht wurden, trafen unsere Truppen den Feind aufs beste vorbereitet. Die französischen Kampfstellungen waren stark besetzt, die Artillerie war mit einer außergewöhnlich großen Menge Munition ausgerüstet, alle Arten von Nahkampfmitteln waren reichlich bereitgestellt.



## Aus der Partei.

Aus den Organisationen. Die Kreisversammlung des sozialdemokratischen Vereins für den Wahlkreis Bielefeld-Wiedenbrück erklärte sich nach einem Vortrag des Genossen Seoring und reger Diskussion mit der Haltung der Parteilinien in der Kriegspolitik einmütig einverstanden. — Eine gleiche Stellung nahm die Kreisversammlung des 8. württembergischen Wahlkreises ein.

Eine Vertrauensmännerversammlung des 15. sächsischen Reichstagswahlkreises konnte in Chemnitz nicht abgehalten werden, weil die Polizei, der eine Einladung in die Hände fiel, sie für anmeldepflichtig hielt. Die Genossen Haase und Stielen, die nur auf Anfragen und Anregungen über interne Parteiangelegenheiten antworten, wären also gar nicht in der Lage gewesen, ihre „Reden“ vorher schriftlich einzureichen. Die Konferenzteilnehmer mußten ohne Aussprache wieder auseinandergehen. Es war manch

alter Mitkämpfer noch aus der Zeit des Ausnahmegesetzes da — rarter und sie alle waren in ihrem Urteil darin einig: „Genau so, wie unter dem Sozialistengesetz!“

## Soziales.

Gegen die Nachtarbeit in Bäckereien. Die Zwangssinnung für das Bäckerhandwerk in Solingen hat sich einstimmig gegen die Wiedereinführung der Nachtarbeit in Bäckereien ausgesprochen. „Die Bäcker fühlen sich jetzt erst gewissermaßen als Menschen“, meinte der Obermeister.

Die Zigarrenhausarbeiter der Landratsämter Herford, Minden, Lübbecke und Halle ersuchen durch den deutschen und christlichen Tabakarbeiterverband die maßgebenden Stellen, im kommenden Winter dafür zu sorgen, daß ihre Verdienstmöglichkeit nicht mehr durch Petroleummangel gehemmt wird. Es kommen etwa 13 000 Hausarbeiter in Frage.

## Friedemann Bach.

Roman von A. E. Brachvogel.

24. Fortsetzung.

Nach dem ersten Austausch trug man alsbald für den lieben Gast Sorge, und, da er vierzehn Tage Urlaub hatte, räumte ihm der Vater oben seine Arbeitsstube ein, denn er wollte durchaus mit seinem Friedemann zusammenhängen, damit sie abends vorm Zubettgehen noch miteinander plaudern konnten. Wohl nie war Sebastian so im tiefsten Herzen vergnügt, so fest unter den Seinen gewesen als heute. Er schien auf jener höchsten Höhe der Lebenswohne zu stehen, wo man eigentlich zu wünschen aufhört und nur noch — verlieren kann. Er sah neben Magdalene, hielt ihre Hand still lächelnd in der seinen und hörte auf das Gepolter der Kinder, die sich von ihm, von Friedemann und Dresden unterhielten und eben die alte Hanne ihre sämtlichen Neuigkeiten ausstrahlen ließen, die, durch Kaffee und Kuchen begünstigt, mit rhetorischem Pathos alle Fakten ihres alljungferlichen Gewissens und Hirns aufschloß, um von der Ehre, die man Friedemann in der Residenz erweise und taufend Dingen zu berichten, die, wie sie glaubte, für Eltern und Geschwister von größter Wichtigkeit sein mußten. Friedemann und Friederike hatten sich inzwischen nach des Vaters Stube geschlichen. Die Schwester packte aus und Friedemann entledigte sich des reichlich genossenen Staubes.

„Friederike, sag einmal, du bist dem Altnikol wohl ungeheuer gut?“ fragte er die Schwester.

„Serr Jesus, Friede! — A, was du auch denkst! — Pui, du bist recht garstig!“

„Aber recht herzlich gut bist du dem Altnikol doch, Friederike,“ und er sagte sie um und sah ihr lächelnd in das verschämte Gesicht. — „Keine Winkelzüge, Hand aufs Herz, bist du dem Nikol gut, Wadel?“

„Aber —“

„Aber, ja oder nein?“

„Na ja, ja, ich bin ihm gut und er mir auch, daß du's nur weißt. — Er hat vor vierzehn Tagen einen Antrag als Organist nach Raumburg getrieben und weiß nicht, was er tun soll.“

„Na, zugreifen, Raumburg ist eine gute Stelle!“

„Ja, dann muß er von Leipzig weg! — Dem Vater wagen wir's nicht zu sagen, und — Ach Friede, rat' uns — was wir tun sollen.“

„Ja, 's ist schlimm, Friederike. — Nun, Altnikol ist ein ganzer Kerl, dem gönnt' ich schon meine Lieblingschwester! — Weißt du was? — Pack' hier oben ruhig weiter, ich geh' einmal 'unter und seh', ob ich Altnikol sprechen kann.“

„Ach, daß der Vater nur nichts merkt.“

„Kein doch, sei nur ruhig!“

Der Bruder überließ das grängstige Mädchen ihrem Schicksal und ging hinab zu den anderen. — Er winkte Altnikol.

„Du, Nikol, weißt, wir wollen dem Vater heut' abend ein Quartett machen, geh' rasch, eh' er's merkt, und besorge das nötige.“

Altnikol nickte, nahm still den Hut und schlich sich fort.

„Lieber Vater, kann ich mit dir und der Mutter ein paar Worte allein reden?“

„Zehn für eins, Friede, komm herein.“

Alle drei traten in eine Hinterstube, wo die Töchter zu schlafen pflegten.

„Lieber Vater, ich hab' eine recht große Bitte an dich.“

„Na, nur 'raus damit.“

„Du mußt mir aber versprechen, daß du nicht böse sein willst, wenn ich dir was sage, was du nicht gerne hast.“

„Na ja, ich versprech' dir's. Heute kann ich gar nicht böse sein.“

„Nun, lieber Vater, liebe Mutter, ich trete vor euch als Brautwerber für meinen Freund Altnikol, der die Friederike gar lieb hat. Er kann Organist in Raumburg werden, wenn er will, und hat's nur noch nicht zugesagt, weil er — Na, er fürchtet sich, ihr möchtet ihn abweisen.“

„I, ich hab' längst schon so was gemerkt,“ sagte die Mutter, „ich wollte dir nur nichts sagen, Bastian, denn du hättest doch nicht eher ja gesagt, als der Nikol eine Stelle hat.“

„So? Das ist ja recht hübsch! — Und du Spitzbube, du Schlingel kommst nach Leipzig, lauschst mir meine Fideleit' ab und überumpelst mich? — Na wartet! Gerade, nun grade zur Strafe soll die Friederike den Nikol — haben und heut' abend ist Verlobung. — Still, ganz still, plagt nicht 'raus! Ganz ernst! — Weißt Friederike, daß du mir was sagen willst?“

„Nein, lieber Vater. Als ich ins Haus kam und die Friederike in der Küche traf, hielt ich ihr die Augen zu. Da sie auf Nikol riet, hab' ich gleich gewußt, wo der Haß im Pfeffer liegt, und sie hat mir's oben beim Auspacken beigeht. Da sie nun Angst hatte, du möchtest es ausschlagen, hab' ich ihr gesagt, ich wolle erst mit Nikol reden. Der ist aber gerade einmal nach Hause gegangen, und da hab' ich mir ein Herz gefaßt und bin vor die rechte Schminde gezogen.“

„Das ist geschickt. Sagt du was gegen Nikol, Mutter?“

„Ja gut. Also ganz ruhig. Die Mutter besorgt einen Braten heut' abend, ich gebe ein paar Flaschen Wein und das andere findet sich. Nur seid ernsthaft und verberbt mir den Spaß nicht. — Herrje, Magdalene, wo hast du denn dein Notenbuch, das ich dir

damals geschenkt hab'. Da steht ein Lied drin, Friede, 's ist das einzige, was ich mein Lebtag komponiert hab'.“

„Du hast also doch einmal ein Lied komponiert, Herzvater?“ rief Friedemann überrascht.

„Ja, nicht bloß komponiert, sondern auch gedichtet, Friedemann, als ich und die Mutter Brautleute waren. Ja ja, was du dir denkst! — Na, einem Liebhaber, Sohn, verzeiht man so was, selbst wenn er die Kunst ein wenig leicht nimmt. — Also such' das Büchel, Magdalene! und das Lied soll heut' abend die Friederike zur Strafe singen und der Altnikol muß begleiten.“

„Ach, prächtig, Bastian, du bist prächtig. Nein, Friedemann, ich hab' den Vater mein Lebtag noch nicht so lustig gesehen!“

Der Abend kam — es war ein Abend voll Heimlichkeiten. Jeder schlich herum und lächelte, als gälte's einen Spitzbubenstreich. Altnikol hatte alles zum Quartett besorgt, hatte Krebs gerufen und Emanuel war ins Geheimnis gezogen.

Der alte Bach war zum Weinbändler und Kuchenbäcker gegangen. Magdalene, die alte Hanne und die Töchter zumorten in der Küche, wo das Feuer prasselte und der ledere Braten sein erstes Aroma zu entfenden schien. Nur die arme Friederike, der Friedemann gesagt hatte, Nikol sei einweilen weggegangen, sie möge sich auf ein andermal gedulden, war traurig. Sie hatte gemeint, so eine schöne Gelegenheit wie heute komme nicht wieder, und Liebe, Organistenstelle, Glück und Zukunft gingen der Armen in Gedanken alle in den Küchenschlot.

Die Tränen traten ihr in die Augen, so daß es die Mutter gewahr wurde. „Ach, der alte Rauch beißt mich bloß!“ stotterte das Mädchen.

Der Tisch war gedeckt. Braten, Wein, Kuchen und Obst prangte darauf und Vater und Mutter nebst den Kindern allen saßen herum.

„Wo bleibt denn der Altnikol? Habt ihr ihm nicht gesagt, daß er heute unser Gast ist?“ sagte Sebastian unruhig und seine Augen haleten auf Friedemann.

„Er wollte gleich wiederkommen,“ antwortete dieser, „ich will doch einmal sehen.“ — und Friedemann ging hinaus.

„Und der Emanuel fehlt auch? — Was das für eine Trödelerei ist, brummte der Vater. „Meiner Seele, das junge Volk wird heutzutage immer unakurat! Da war ich ein anderer Kerl, ich —“

Und das Quartett, das draußen begann, schnitt seine Piskippika ab.

(Fortsetzung folgt.)



Papa Renaudin.

Eine händrische Geschichte von Adolf Käster.

Der alte Renaudin ging wieder ans Fenster und legte die Ohren an die Scheiben. Aber es war nichts zu hören. Die freisprechende Stimme Yvonne überdrückte alle Geräusche der Straße.

Yvonne sah am Klavier und trug Couplets vor. „Sing das Lied vom „P'tit Filou“ — schrie der Kaufmann, der betrunken zu ihren Füßen lag. — „P'tit Filou“ brüllte eine andere Stimme vom Sofa her. Und nun sang Yvonne das gemeinste Lied ihres Repertoires.

Neun Personen waren heute Abend bei Papa Renaudin geladen. Eigentlich sollte es nur ein einfaches Souper sein. Mein Gott — diese fürchterlichen Wochen seit Kriegsausbruch — man konnte doch nicht immer allein sein. In jedem Tag die Wochen einzuladen konnten. Aber dann war es gekommen wie immer. Man hatte getrunken — gut getrunken — und dann hatte man die Weiber aus der Taverne „Splendid“ geholt — meistens Aristokraten, die jetzt nichts zu tun hatten. Na — und dann war es wieder eine der gewöhnlichen Schweinereten geworden — und nun lag, sah und refelte sich alles auf den schönen Tischen und Decken, die der alte Renaudin in seinen Kongo-Jahren drüben gesammelt hatte.

Der alte Renaudin war Ingenieur gewesen und hatte unten viel Geld gemacht. Aber er war auch ein forischer Kerl gewesen, hatte zweimal unterm Büffel gelegen, und sein Ruf als Jäger ging in den achtziger Jahren bis Labora und Kapstadt. Zuerst hatte es ihm gar nicht gefallen in der Heimat — dieses weidliche Leben zwischen Weitz, Weibern und grünen Spieltischen. Aber dann war er mit den Jahren dick und träge geworden. Seine Freunde umschmeichelten ihn — besonders die jungen. Und was sollte er anders anfangen in der Welt? Ohne Geschwister — ohne Frau — ohne Arbeit und Sorgen — so verbrachte er seine Tage in weidlichem Wohlleben, und nur ab und zu noch überkam ihn eine alte Sehnsucht nach früher, nach da unten, nach diesen starknervigen Menschen, die in täglich hartem Kampf mit Tier und Mensch sich ihr Dasein verdienen.

„Se — Papa Renaudin — alter Sauerpott — was trichst du da am Fenster rum? Die Soches? Hahahaha — die Soches, Papa Renaudin, die kommen nicht. Höst du? Die Soches liegen vor Antwerpen und verbluten sich. Die Soches sind verloren.“ Es war ein junger Brüsseler Musiker, der das kalte, ein eleganter, schwarzhaariger Dandy, mit Edelsteinen im Hemd. Er hatte die Tänzerin Geneviève auf den Schoß. Als er geredet hatte, warf sie sich an seinen Hals, und beide schloßen vor Vergnügen.

In einer anderen Ecke lagen der Advokat Leboucq und Picollet, der Zeichenbesitzer. Sie tranken Sekt aus den Schuhen der kleinen Marguerite, die auf blauen Seidenstrümpfen vor ihm tanzte. — „Holla — Marguerite — bring doch den Papa Renaudin mal her.“ — Der alte Renaudin stand gerade am Büfett und schürzte ein Weinglas voll Cognac hinunter. Marguerite sprang zu, umschlang seinen Hals und zerrte ihn durch das Zimmer in die Ecke zu den beiden. Indem er sich sträubte, lächelte er blöde vor sich hin. Auch der alte Renaudin war jetzt betrunken.

Yvonne begann aufs neue das Lied vom P'tit Filou. Und alle schrien den Refrain — der Kaufmann zu ihren Füßen, der Musiker auf dem Sofa, Marguerite und Geneviève, Picollet, Leboucq und der Arzt, der mit der Witwe Blin auf dem Fell eines Ugandalöwen lag. Alle schrien — den ersten Refrain — den zweiten — den dritten —

„Höchst schön Papa Renaudin vom Boden auf und brüllte: „Halt!“

„Alles schrie zusammen und blühte sich an — halb ängstlich, halb lächerlich. Vor Marguerites Hals leuchtete ein roter Auf. Papa Renaudin stand wie ein Geist — keine breite Unterlippe hing herab. Die Augen waren aufgerissen. Was sollte das? Nichts war zu hören. Gar nichts. Das ging zu weit. Und so schrie Picollet: „Verflucht — Yvonne — fahr fort!“ Und alle begannen wieder den Refrain zu brüllen von P'tit Filou.

„Halt!“ — schrie der betrunkene Renaudin noch einmal — „ich sage halt! Wende — ich bin doch Herr in meinem eigenen Hause!“ Und dabei drohte er mit beiden Fäusten und schürzte ans Fenster, öffnete die beiden Flügel, und da — jetzt hörten es auch die andern — unter auf der Straße: Drap — drap — drap — drap — drap —

„Die Soches — mein Gott — die Soches“ — schrie Yvonne, die sich aus dem Fenster gehängt hatte. Sie hielt die Ohren zu und rannte in die hinterste Ecke. Alle andern wandten ans Fenster. Nur der junge Musiker aus Büssel blieb auf seinem Sofa sitzen und lächelte in die Luft, die von Wein- und Zigarettenrauch geschwängert war: „Blödsinn — die Soches — die Soches sind nicht hier — sind vor Antwerpen — verlieren täglich 20 000 Mann — die Soches sind verloren.“

Eine lange, dünne, blonde, graue Kette, so wuschig die dertigen Soldaten aus der Straße von rechts heraus, wählten sich durch das Laternenlicht vor Renaudins Gartentür und verhielten sich in der ersten Straße, die links seitwärts auf den Marktplatz führt.

„Es sind Mariniers“ — sagte Renaudin, der durch seinen Anker die Soldaten ergriffen betrachtete — „ich gehe hinunter, sie mir anzusehen.“

Wald standen sie alle vor der Gartentür unten und blühten auf die Matrosen — die Herren in ihren eleganten, schwarzem Abendröcken, die Mädchen und die Witwe Blin in ihren leisen, weißen Kleidern, die hier und da ein wenig sich verabschieden hatten.

Das zweite und dritte Matrosen-Regiment waren seit Kriegsausbruch auf dem Marktplatz. Versandt und verabschiedet, aber mit herausgeworfener Brust. So zogen sie in diese Stadt, in der sie fürs erste ruhen sollten. Sie warfen die Beine mit der letzten Freude des endlich Angelangten. An den Häusern der Straße hatte ihr Schritt etwas wie der Takt einer Maschine. Sie trugen damals noch nicht das graue Segelkleid, in dem sie heute vor Willems saßen. Ihr sonnengebräunter Hals lag frei und gerade aus ihre blauen Blusen. Die Hände flatterten im Winde der Luft vor ihren Hüften. Sie alle waren es große und schnelle Gefährten, die da vorbeimarschierten, und alle schauten trugen einen besonderen Stolz zur Schau, wie um dem Staanen der Marinen über ihr plötzliches Erscheinen von vornherein zu bezeugen.

Die Männer und Frauen der Stadt machten große Augen. Trotz der späten Abendstunde waren die Straßen gefüllt mit Neugierigen, und in den erleuchteten Fenstern lagen nächtliche Gestalten. Alles wunderte sich über diese seltsamen Soldaten. Das waren nun die Soches, von denen die Zeitungen und noch mehr die Flüchtlinge so viel Schreckliches erzählt hatten. Es sollten Kamerad in schwarzen Gewand sein — diese hatten blonde Kleider wie die Jäger von Venedig. Sie sollten spärliche Fiedelbecken tragen zum Lappieren — diese marschierten in englischen Hüften. Und dann sahen doch alle Soches wie Kolonnen aus, mit niedriger Stirn, mit breitem Mund und großen Zähnen, die sie in kaltes Lächeln zogen. Aber das hier waren schon und eben gewöhnliche Menschen, manche breit wie Holländer, manche schlank wie Franzosen. Da gab es ein paar kleine Knabenköpfe, ein paar erwachsene Frauenköpfe — alle schauten aus, als ob sie weder noch General noch nach P'it Filou tanzten — und einige marschierten geradeaus frontal dahin. In dem waren keine Soches.

Die vier Frauen vor Renaudins Haus standen eng zusammen und sagten kein Wort. Mancher Blick aus den Reihen der Marschierenden streifte sie. Zuerst waren ihre Augen voll Verachtung, dann voll Neugier. Ihre Männer hingegen wickelten so gut es ging. Nur Papa Renaudin war vorgetreten, hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und blühte starr auf die Soldaten. Er sah etwas unordentlich aus, als er so im Lichte der Laternen da stand — der Schlops war zur Seite gerutscht, die spärlichen Haare lagen schief über der Stirn, das Gesicht war gerötet. Und irgend etwas Entsetzliches schien in ihm vorzugehen. Denn das frischgebügelte weiße Hemd auf seiner Brust mit den Goldfliegen aus Sanibar wogte auf und ab.

Endlich waren die letzten vorbei. Ihre Tritte verhallten. Auf dem Marktplatz drüben mußte Feuerschein brennen — so rotgelb leuchtete es über die Dächer her. Die Mädchen begann es zu frösteln, und man ging langsam hinaus.

Oben lag der Brüsseler Musiker auf dem Sofa und schnarchte. Halbgefüllte Weingläser standen herum, verknüllte Kissen lagen auf dem Boden — das Fenster stand geöffnet — der Wind spielte mit den Gardinen. — „Gehen wir nach Hause“ — sagte Picollet — „es ist der letzte Wein, den wir getrunken haben. Von morgen an spielen die Soches hier König.“

„Sie gehen aus, als ob sie das gut können“ — sagte der Kaufmann — „zum Teufel mit diesem Krieg!“

Jetzt trat der alte Renaudin aus der Ecke hervor, in der er gesessen hatte. Sein Gesicht war kreisrot. Er hatte beide Hände auf dem Rücken. Er schrie den Kaufmann an: „Mein, nicht mit dem Krieg, sondern mit euch zum Teufel, jawohl, zum Teufel mit euch allen! Warum bist du nicht Soldat und Picollet und diese jungen Kurischen hier? Jawohl — warum nicht? Warum werst ihr die Soches nicht aus unserm schönen Lande, he? Weil ihr faul seid, faul nach innen und außen. Ja — Weiber und Wein — das könnt ihr. Aber kämpfen — euch melden in die Reihen der Freiwilligen — euch diesem Strom der Eindringlinge entgegenwerfen — das könnt ihr nicht — weil ihr feige seid. Jawohl — das seid ihr — faul und feige — und das sage ich euch, Papa Renaudin, ein Mann von 65 Jahren: daß ihr feige seid, feige, faul — pui — pui über euch!“

Der alte trunke Mann zischte die letzten Worte hervor. Seine kreischende Stimme überflügelte sich. Er bekam einen Hustenanfall und sank auf den Sessel nieder.

Einen Augenblick war alles still. Man sah sich an. Marguerite schaute. Dem Kaufmann ward sein Kragen eng. Picollet brachte vor Staunen und Mut kein Wort hervor. Vom Sofa lautete die Stimme des Musikers, der durch Renaudins Geschrei aufgewacht war, den Refrain von P'tit Filou —

In diesem Augenblick ertönte durch das geöffnete Fenster vom Marktplatz her ein gewaltiger Schrei. Dreimal erhob er sich wie eine explodierende Welle und fiel über die Stadt herab nach allen Seiten hin — ein wilder Freudensturm aus tausend Kehlen. Und sobald er verklungen war, entstand eine Unruhe in allen Straßen, ein Raunen und Flüstern. Ein kleines Wort schlich, trippelte hurtig vom Mund zu Mund, von Fenster zu Fenster. Es springt die Straße hinauf bis zu Renaudins Haus. Der Kaufmann liegt im Fenster und will es nicht glauben. Er fragt noch einmal, aber die Männer wiederholen es. Da tritt der Kaufmann vom Fenster zurück, dreht sich um und jagt aschgrau:

„Antwerpen —“  
„Wie?“  
„Antwerpen ist heute mittag gefallen.“

„Halt!“ — schrie der Kaufmann auf. „Lüge.“ — „Man will uns veraten.“ — „Das tun die Engländer nicht.“ — „Wir sind verloren.“ — „Glaubt es nicht!“ Alles schreit und redet sinnlos durcheinander.

Nur Papa Renaudin bleibt jetzt ruhig — unheimlich ruhig. Er hebt den Zeigefinger, lächelt halb blöde, halb verschmüht vor sich hin, heßt auf und sagt:

„Ich muß euch um Verzeihung bitten — Freunde — ich war zu hart vorher — Antwerpen ist gefallen — ich glaube es. Höpp —“

Sie glückte Renaudin, schneuzte sich und fuhr fort:

„Ich liebe diese Stadt von früher her. Beim heiligen Sapp, jedesmal wenn ich aus Kongo kam und ihren Turm vom Dampf auf der Scheibe sah, dann dankte ich Gott unter heiligem Weinen, daß ich noch lebte. Aber jetzt ist Antwerpen gefallen — laßt uns nicht jamern.“ Höpp —

Weber glückte der Alte. Aber nun nahm er einen letzten Anlauf und sprach leise und geheimnisvoll:

„Leßt uns nicht jamern, Freunde, sondern trinken wir viel mehr einen letzten starken Schnaps von meinem besten. Ich habe ihn unten im Schrank stehen. Trinken wir — und gehen wir auseinander bis — morgen.“

Der alte Renaudin geht durch das Zimmer an die Tür, stolpert über den Teppich — jemand will ihm helfen, aber er lehnt ab — und steigt hinunter in das Zimmer, wo seine Jagdtrophäen hängen.

Nach zwei Minuten hören die Zurückgebliebenen einen kurzen, leichten Knall. Die Weiber kreischen. Der Musiker schneilt vom Sofa empor. Picollet springt als erster hinunter. Er tritt in das Zimmer und findet Papa Renaudin tot. Er hat sich mit der linken Kongozitrone erschossen, die über seinem Vorkopf hing.

Kleines Feuilleton

Sehen Wilde besser als Kulturvölker?

Eine allgemein verbreitete Ansicht behauptet, daß die Sehkraft der Naturvölker der der Kulturvölker weit überlegen sei, und in den Reiseromanen der letzten hundert Jahre ist ja auch immer wieder berichtet worden, welche fabelhafte Augen Indianer und Araber, Kurden und Gaucho besitzen. Die Wissenschaft indes neigt vielmehr zur Ablehnung dieser angelegenen Beobachtungen. Wie das „British Medical Journal“ mitteilt, kann nicht die Rede davon sein, daß die Sehkraft der Kulturvölker geringer sei, als die der Wilden. Das Auge ist ein optisches Instrument, seine Fähigkeiten können bedeutender oder geringer sein, je nachdem es gebildet ist. Wenn Wilde auf der Jagd oder im Kampf „besser zu sehen“ scheinen, so rührt das daher, daß die betreffenden Völker jenseits als Jäger oder Krieger geübt sind als kultivierte Völker. Zu ähnlichen Schlüssen ist Dr. Rivers bei der von der Universität Cambridge veranstalteten Torres-Strait-Expedition gelangt. Er stellt fest, daß im allgemeinen geübteren werden muß, daß die Sehkraft wilder und halbwildlicher Völker zwar der des Durchschnitts des Europäers überlegen ist, sie aber doch nicht in dem ausserordentlichen bedeutenden Maße übertrifft. Sie besitzen nicht jene augenblitzende Schärfe des Gesichts, die nach den Erzählungen europäischer Reisender erwartet werden müßte. Im Gegenteil! Sieht es, als ob das Auge nicht ganz kultivierter Völker eine gewisse Minderwertigkeit besäße. Wilde und halbwildliche Völker haben nämlich ausfallend wenig oder doch nur höchst unbestimmte Farbenbezeichnungen. Des pflegt auf eine gewisse Farbenblindheit hinzudeuten, die in der Tat wiederholt festgestellt worden ist. Die oben genannte Torres-Strait-Expedition hat nun bestätigt, daß bei den für kulturellsten Eingeborenen eine ge-

wisse Unempfindlichkeit gegen Blau angetroffen und verminderte Wahrnehmungsfähigkeit grüner Schattierungen wahrscheinlich gemacht. Diefelbe Erscheinung ist für Ägypten festgestellt worden. Unter den Tods in Indien fand sich mehr Farbenblindheit gegen Rot und Grün. Von den Männern litten 12,8 Prozent unter diesem Mangel, dagegen waren ihm Frauen nur zu 1,1 Prozent unterworfen. Daß die Sehkraft der hochkultivierten Völker der Gegenwart der der Kulturvölker des Altertums gleichkommt, hat bereits Alexander v. Humboldt mit der Feststellung bewiesen, daß die Dichtungen der Alten die Plejaden genau so sahen wie wir, in dem sie nämlich nur die sechs hellsten Sterne und allein bei hellem Mondchein noch einen siebenten erkennen konnten, also auch nur dieselbe Sehkraft besaßen, wie die Menschen von heute.

Haushühner als Insektenvertilger im Walde.

Die durch den gegenwärtigen Krieg hervorgerufene wirtschaftliche Lage erfordert es, daß wir alles ausnützen, was zur Erzeugung von Nahrungsmitteln dienlich ist, und insbesondere Nahrung für Menschen und Tiere nicht unbenutzt liegen lassen dürfen. Vielesach wurde nun die Züchtung von Geflügel mit Getreidekörnern verboten oder eingeschränkt, andererseits hat man wieder auf die Bedeutung der Geflügelzucht in erster Linie zur Gewinnung von Eiern, dann aber auch zur Erzeugung von Fleisch besonders hingewiesen. Deshalb verdient eine Anregung, die der k. k. Forstmeister Dr. Walthers Seelackz von der forstlichen Versuchstation in Mariaubrunn im „Zentralblatt für das gesamte Forstwesen“ gibt, allseitige Beachtung. Es handelt sich darum, Hühner zur Insektenvertilgung im Walde zu benutzen, eine Anregung, die dem Forstwart, dem Geflügelzüchter und der Allgemeinheit gleichen Nutzen verspricht. Als im Jahre 1913 die Forstliche in Nordböhmen in der Umgebung von Weißwasser eine Fläche von fast 10 000 Hektar zusammenhängenden Kiefernwaldes fast gefressen hat, bemerkte man, wenn man von einer Unhöflichkeit dieses traurige Bild der Vermüstung überließ, in dem roten Meere von fahlen Baumwipfeln einzelne schöne grüne Inseln. Es waren dies die Plätze um Forsthäuser und andere Anstaltungen im Walde. Die nähere Untersuchung ergab, daß an allen diesen Orten Hühner in den Wald gekommen waren und die Puppen der Kieferneule in großen Mengen vertilgt hatten. Diese Beobachtung ist nicht neu, sie wurde auch schon früher bei Spanner- und Eulenkalamitäten oft gemacht. So war es naheliegend, gegen diese Schädlinge den Eintrieb von Hühnern in den Wald als Forstschutzmaßregel vorzuschlagen um so mehr, da sich die meisten der sonst vorgeschlagenen Schutzvorrichtungen, das Besprühen auch mit den billigsten Mitteln meist schon aus rein wirtschaftlichen Gründen gar nicht durchführen lassen. Die gewöhnlichen Haushühner sowie Truthühner können nur unter entsprechenden Vorkehrungen dazu verwendet werden, die im Walde auf, in und unter dem Boden überzogene beständlichen Insekten, wie Spanner-, Eulen- und Blattwespennuppen, Spinnerraupe und selbst die in Kulturen vorhandenen Käufelkäferarten in großer Zahl zu vertilgen. Die Maßregel ist aber nur dann anwendbar, wenn die erwähnten Insekten in entsprechender Menge vorkommen, da sonst die Hühner selbst leiden. Man hatte früher den Einwand erhoben, daß die Hühner durch die reichliche Aufnahme von Spannerpuppen lesgelast und krank würden. Dies wurde aber bereits durch Versuche, die Professor Cäfflein im Jahre 1901 ausführte, widerlegt. Er verführte bis 20 Liter Puppen auf einmal an 50 Hühner, und doch wurde nicht eins der Tiere krank, im Gegenteil, die Eier waren schöner und besser. Man hat schon mehrfach die Erfahrung gemacht, daß Haushühner im Walde verwildern, und es wurde auch schon vorgeschlagen, aus dem Haushuhn ein Jagdhuhn zu machen. Diese Eigenschaften des Haushuhns kann für seine Verwendung als Insektenvertilger ungünstig, aber auch vorteilhaft werden. Ungünstig kann sich diese Eigenschaften insofern bemerkbar machen, als doch immer die Gefahr besteht, daß sich eines schönen Tages ein Teil der in den Wald geführten Hühner separiert, um einen vielleicht nicht gerade willkommenen Zuwachs zum Wildstand herbeizuführen, vorteilhaft, indem man instand gesetzt ist, in besonders gefährdeten Forsten einen kleinen Stand wilder Hühner zu gründen, welche eine Schutztruppe gegen die Angriffe von Kerfen bilden können. Der Versuch, Hühner zur Insektenvertilgung zu verwenden, wird also sowohl in praktischer wie in theoretischer Hinsicht in Betracht kommen, und deshalb glaubt Seelackz zu seiner Anstellung anregen zu sollen. Zu diesem Zwecke wird ein ausführliches Versuchsprogramm ausgearbeitet und gleichzeitig mit der Hoffnung, daß die Anregung nicht ungehört verhallt, wird die Bitte ausgesprochen, der Direktion der forstlichen Versuchsanstalt in Mariaubrunn Mitteilungen über entsprechende Erfahrungen zu machen.

Die nugharen Radiumvorräte der Erde.

Die gesamten haumwürdigen Radiumvorräte der Erde werden von Dr. W. Betrachet mit 425 Gramm berechnet, worunter auch die wahrscheinlichsten Vorräte fallen. Für die Radiumindustrie sind nach der „Montanistischen Rundschau“ nur die Uranminerale von wirklicher Bedeutung. Der Radiumgehalt der primären Uranminerale von wirklicher Bedeutung. Der Radiumgehalt der primären Uranminerale ist durchweg konstant, und zwar entfällt auf etwa 3 Millionen Teile Uran nur ein Teil Radium. Fast alle Uranlagerstätten sind an die Nachbarschaft von Granitmassen gebunden. Bekanntlich befinden sich in Joachimstal die reichsten Vorkommen an radiumhaltigen Erzen von Schönficht und Pechau an der böhmischen Fortsetzung der Eibenstocker Granitmasse sowie die Lagerstätten von Cornwall und Portugal. Die beiden letztgenannten Vorkommen bestehen aus Kupferkies oder Regmatitgängen, die im Salbade Uranerz liefern. Aehnliche Ablagerungen sind auch in Deutsch-Ostafrika und in Indien bekannt. Im Koloradostaat kommen die Uranerzminerale mit goldhaltigen Pyriten vor, den Hauptreichthum an Radiumminerale bilden hier jedoch die Carnolite. Radiumhaltige Kohlen sind in Libia und im Kolum Schwedens gefunden worden. Die Radiumvorräte des Kolms sind zwar beträchtlich, jedoch ist die Frage der wirtschaftlichen Verarbeitung noch nicht gelöst.

Priesterwald.

Dunkle Wolken, Geschübe dröhnen, Krachen und Aechzen, die Bäume stöhnen, Es fallen die Helden, Schlachtlärm schallt — Stätte des Grauens — „Priesterwald!“  
Bäume zerpfüttern, donnernd sie fallen, Herzen erzittern, Wehrlose schallen, So mancher Tapfere, still schon und fast — Stätte des Todes — „Priesterwald!“  
Niedrige Hügel, ein Kreuzlein schlicht, Kind, erwarde den Vater nicht, Gattin, Mutter, das Glück brach bald — Stätte der Trauer — „Priesterwald!“

Berantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Samlich in Lubek.